

Konzilsaussagen nicht wiederholen, sondern fortschreiben

Franz-Xaver Bischof (Hg.): Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965). Stand und Perspektiven der kirchenhistorischen Forschung im deutschsprachigen Raum (Münchener Kirchenhistorische Studien. Neue Folge, Bd. 1), Stuttgart: Kohlhammer 2012, 242 Seiten, € 39,90.

Rainer Bucher: ... wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche, Würzburg: Echter 2012, 237 Seiten, € 14,80.

Institut für Theologie und Politik (Hg.): Der doppelte Bruch. Das umkämpfte Erbe des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Werkbuch (Edition ITP-Kompass; 12), zusammengestellt u. bearbeitet v. Katja Strobel u. Ludger Weckel unter Mitarbeit v. Norbert Arntz, Michael Ramminger u. Sandra Lassak, Münster: Edition ITP-Kompass 2011, 84 Seiten, € 10,00.

Theodor Schneider: Die aufgegebene Reform. Vergessene Impulse und bleibender Auftrag des Zweiten Vatikanums, Ostfildern: Grünewald 2012, 208 Seiten, € 17,99.

Andreas Unfried u.a. (Hg.): XXL-Pfarrei. Monster oder Werk des Heiligen Geistes?, Würzburg: Echter 2012, 183 Seiten, € 14,80.

„Fünfzig Jahre sind vergangen, seit die schier endlose Prozession der über zweieinhalbtausend Mitraträger am 11. Oktober 1962 in den Petersdom einzog, zum festlichen Beginn des II. Vatikanischen Konzils.“ (Schneider, S. 13) – Das Jubiläum markiert einen Umbruch: Einerseits wird das II. Vaticanum zum Gegenstand der Kirchengeschichte; viele kennen die vorkonziliaren Verhältnisse nur noch aus den Erzählungen der Eltern- oder Großelterngeneration. Andererseits wird von neuem intensiv um das Erbe des Konzils gerungen. Schneider hat aus

diesem Anlass sein Konzilslesebuch, das die wichtigsten Konzilstexte systematisch ordnet, überarbeitet und unter dem Titel *Die aufgegebene Reform* neu herausgebracht. Die Texte werden als Aussagen zum kirchlichen Selbstverständnis gelesen. Da jede Auswahl Gefahr läuft zu verkürzen, ist es wichtig, dass Schneider seinen auf das Bild einer „dienenden Kirche“ gerichteten Fokus offenlegt.

Die Einleitung erinnert an die Eröffnungsansprache von Johannes XXIII. In dieser betonte der Papst, der als junger Theologe selbst den Modernismusstreit miterlebt hatte, nicht zuletzt die Geschichtlichkeit der Kirche: eine Erkenntnis, mit der das Lehramt lange haderte. Die kirchliche Lehre steht nicht unverrückbar fest; das Evangelium muss immer neu verstehbar gemacht werden. Große Hoffnungen verbanden sich für viele mit diesem Programm eines *aggiornamento*: „An diesem Punkt ist bei vielen von uns eine gewisse Ernüchterung eingetreten, insofern jeder von uns auf seine Weise deutlich erfährt, dass die Ablehnung des Evangeliums in unserer Umgebung keineswegs nur Ergebnis unserer eigenen Sündhaftigkeit und Unglaubwürdigkeit ist [...], sondern durchaus auch der Halsstarrigkeit und Abgestumpftheit, dem brutalen Egoismus und der profitgierigen Rücksichtslosigkeit der anderen zuzurechnen ist.“ (ebd., S. 14)

Innerkirchliche Gefühle der Abwehr, des Argwohns oder der Angst vor der aktuellen Lebenswelt sind für Schneider daher durchaus psychologisch verständlich. Seine wohltuend unaufgeregte Einleitung zeigt, dass mit der Form eines Pastoralkonzils nicht Anpassung oder Verwässerung gemeint war. Jenseits alter Schulstreitigkeiten, Grabenkämpfe und Verurteilungen sollte eine Sprache gefunden werden, die den Schatz der Schrift und der Tradition im Heute lebendig werden lässt. Diese Aufgabe ist uns weiterhin „aufgegeben“, wie Schneider doppeldeutig im Titel formuliert. Das Konzil zeigte Kontinuität, indem es an die frühe Ausfaltung der apostolischen Tradition anschließen wollte. Und es zeigte die Bereitschaft zum Bruch dort, wo vor allem die päpstliche Verkündigung seit dem 19. Jahrhundert dieser entgegen stand. Die Schemata der Kurie hatten zunächst einen traditionalistischeren Kurs vorgezeichnet. Die Wirkung des Konzils beruhte – neben parallelen gesellschaftlichen Entwicklungen – nicht zuletzt darauf, dass die Bischöfe demgegenüber bereit waren, sich auf einen theologischen Intensivkurs einzulassen. Auch wenn bei Abfassung der Beschlüsse auf einen breiten Konsens geachtet wurde, zeigen sich in ihnen – wie bei jedem Konzil – Zeitbedingtheiten, Einsprüche oder Machtspiele. Schneider deutet den vielbeschworenen „Geist des Konzils“ als bleibenden Auftrag, diese strategischen Einträge in den Konzilstexten theologisch zu bearbeiten.

Schneider bleibt alles in allem optimistisch, dass die konziliaren Reformen auch heute nicht „aufgegeben“ sind. Deutlich pessimistischer kommt hier das vom Münsteraner Institut für Theologie und Politik (ITP) herausgegebene Werkbuch *Der doppelte Bruch* daher. Die dort versammelten Textauszüge und Berichte von Konzilsteilnehmern gruppieren sich um das Thema „Kirche der Armen“, z.B. den sogenannten „Katakombenpakt“. Der Band eignet sich nicht allein für die Bildungsarbeit, sondern ist allen zu empfehlen, die sich einen Überblick über den theologiegeschichtlichen und kirchenpolitischen Kontext des Konzils verschaffen

wollen. Wertvoll ist der erste Teil des Buches, der zeigt, dass das Konzil nicht „vom Himmel gefallen“ ist, sondern eine Vorgeschichte hat. Eine jener Spannungen, die am Vorabend des Konzils zur Klärung drängten, war der Kampf gegen den Modernismus gewesen. Gegenwärtig wird versucht, die Piusbruderschaft wieder zurückzuholen; ihr Begründer, Erzbischof Lefebvre, berief sich ausdrücklich darauf, dem Antimodernisteneid treu zu bleiben, den Pius X. ihm abverlangt hatte.

Interessant ist der Textauszug von Riolando Azzi: „Das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 schuf Räume [...] für die Veränderung der während der Vorherrschaft der ultramontanen Theologie und Spiritualität implantierten rigiden Strukturen. [...] Beachtenswert in der Phase nach dem Krieg ist die deutliche Anpassung von Teilen des Diözesanklerus und von Ordensleuten an bürgerliche Werte. Die Pfarrer verließen die alten Pfarrhäuser, um sich stärker in das lokale Leben hineinzubegeben [...]“ (ITP, S. 12). So betrachtet, wäre der Entschluss zu einem neuen Konzil nicht allein dadurch motiviert gewesen, die Kirche zu öffnen und ihr neuen Handlungsspielraum in der modernen Gesellschaft zu verschaffen. Möglicherweise war dem Papst zugleich daran gelegen gewesen, die Veränderungen, die sich in der Nachkriegszeit ohnehin schon abzeichneten, in geordnete Bahnen zu lenken und theologischen oder seelsorgerischen Wildwuchs zu verhindern, also bewusst eine „Reform von oben“ anzustoßen. Die unbestreitbaren Verdienste Johannes XXIII. würden dadurch keineswegs gemindert.

Strukturelle Reformen und geistliche Erneuerung sind nicht gegeneinander auszuspielen, sondern Seiten ein und derselben Medaille. Für beides hat das II. Vaticanum der Kirche neue Möglichkeiten eröffnet, die auch fünfzig Jahre später keineswegs ausgeschöpft sind. Kirche wie Gesellschaft stehen heute aber – so das Vorwort aus dem ITP – vor neuen krisenhaften Entwicklungen angesichts derer es nicht genügen kann, die Konzilsaussagen einfach zu wiederholen. Diese sind auf neue Herausforderungen hin fortzuschreiben: „Die katholische Kirche lernt gegenwärtig viel und sie lernt es schmerzlich. Sie lernt sich kennen als eine Macht, die gerade in Ruinen fällt“ (Bucher, ... *wenn nichts bleibt, wie es war*, S. 200). Fruchtbar sein wird dieser Lernprozess – genau wie beim Konzil selbst – nur auf Basis sorgfältiger theologischer Anstrengung.

Ein Baustein dabei ist die kirchliche Zeitgeschichtsforschung. Im deutschsprachigen Raum überwiegen bisher systematische Arbeiten, wie Franz-Xaver Bischof in seinem Literaturbericht zu Beginn von *Das Zweite Vatikanische Konzil*, dem Auftaktband der neuen Folge der Münchener Kirchenhistorischen Studien, herausarbeitet: „Im Bereich der Konzilsrezeption fehlen im deutschsprachigen Raum weitgehend historische Untersuchungen zum synodalen Prozess der 1970er Jahre, ebenso Studien zur Aufnahme des Konzils in den einzelnen Diözesen und Pfarreien [...] und zu den Wirkungen von Konzil und Synode auf die Zivilgesellschaften in diesen Ländern. Interessant wären auch Untersuchungen zur Frage, ob und falls ja, inwieweit das Zweite Vatikanische Konzil innerhalb des allgemeinen soziokulturellen Wandels Verstärker und Multiplikator dieser Transformationsprozesse gewesen ist.“ (Bischof, S. 25) Der Band formuliert

deshalb vor allem Forschungsfragen, noch keine abschließenden Ergebnisse. Beleuchtet werden die Spannungen zwischen den Konzilskardinälen Bea und Ottaviani (ein Lehrstück der Kirchenpolitik!), sodann das Wirken der Kardinäle Döpfner, Suenens, Frings und König sowie der französischen Konzilstheologen, ferner die Rezeption des Konzils in der Schweiz, der DDR und im Vorfeld der Würzburger Synode. Joachim Schmiedl untersucht anhand der kirchlichen Amtsblätter deutscher Diözesen, wie in der Nachkonzilszeit nach einem Gleichgewicht zwischen diözesaner Autonomie und Steuerung durch die Bischofskonferenz gesucht wurde, wobei letztere schließlich – so sein Fazit – zunehmend die Oberhand gewann. Rosel Oehmen-Vieregge zeichnet anhand der Erzbistümer Köln sowie München und Freising nach, wie sich die Pastoralstrukturen nach dem Konzil veränderten. Zum einen expandierte die diözesane Verwaltungsstruktur, zum anderen zentrierte sich das kirchliche Leben auf die Gemeinde: der überschaubare, familienähnliche „Nahraum“ als Gegenbild zur anonymen, volkskirchlichen Pfarrstruktur. Dieses Modell war angesichts der gesellschaftlichen Pluralisierung, die zur Konzilszeit einsetzte, im Grunde schon bei seinem Entstehen anachronistisch.

Das II. Vaticanum hatte den Mut, „den Glauben in die liberale Zivilisation der entwickelten Moderne zu inkulturieren“ (Bucher, S. 205) – und zwar durch ein kreatives Wechselspiel von Traditionsbindung und Traditionsbildung, gegen Beliebigkeit auf der einen und Erstarrung auf der anderen Seite. Ob die Kirche hierzulande aus der gegenwärtigen Krise gestärkt hervorgeht, wird auch davon abhängen, ob es ihr gelingt, die Gemeindefixierung zu überwinden und gleichzeitig den pastoralen Impetus des Konzils zu retten. Es mag, wie Andreas Unfried in dem Band *XXL-Pfarrei* aus seiner eigenen priesterlichen Praxis berichtet, sinnvolle Wege geben, der Gemeinde eine neue, zukunftsfähige Struktur zu geben. Doch wird es insgesamt darauf ankommen, die Pfarrei „gesamtpastoral zu relativieren, also viel stärker wieder einzubinden ins Netz pastoraler Orte überhaupt“ (ebd., S. 194).

Axel Bernd Kunze